

A woman in a green floral dress is hanging laundry on a line in a street. A lamp post is visible in the foreground, and a tall chimney is in the background. The scene is set in a residential area with brick buildings.

PETER KERSKEN

ZECHEN STERBEN

HISTORISCHER KRIMINALROMAN

emons:

Peter Kersken, geboren 1952 in Oberhausen im Ruhrgebiet, studierte Philosophie und Literaturwissenschaft in Freiburg und Köln und arbeitete als Redakteur bei einer Kölner Tageszeitung. Er lebt als freiberuflicher Autor in der Eifel. Im Emons Verlag erschienen »Tod an der Ruhr« und »Im Schatten der Zeche«.

Dieses Buch ist ein Roman, und alle darin geschilderten Ereignisse sind frei erfunden. In besonderem Maße gilt das für Handlungen und Äußerungen der auftretenden oder erwähnten Personen, auch wenn einige von ihnen nicht der Phantasie des Autors entsprungen sind. Darüber hinaus sind Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen rein zufällig.

© 2012 Hermann-Josef Emons Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagfoto: Hans Dieter Baroth
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
eBook-Erstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
ISBN 978-3-86358-166-4

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter www.emons-verlag.de

Für Elke

»Ein Autor nimmt nicht Wirklichkeit,
er hat sie, schafft sie,
und die komplizierte Dämonie
auch eines vergleichsweise realistischen Romans
besteht darin,
daß es ganz und gar unwichtig ist,
was an Wirklichem in ihn hineingeraten,
in ihm verarbeitet,
zusammengesetzt,
verwandelt sein mag.
Wichtig ist,
was aus ihm an geschaffener Wirklichkeit
herauskommt und wirksam wird.«

Heinrich Böll, 1964

EINS

Der Fall war abgeschlossen. Die Staatsanwaltschaft hatte die Ermittlungen eingestellt.

Manfred Wagner war wütend. Er warf seine Zigarettenkippe achtlos auf die grauen Betonplatten. Ein paar Tauben stürzten sich flügel Schlagend auf die ungenießbare Beute. Ein junges Tier pickte nach dem glimmenden Stummel. Wagner klatschte in die Hände. Die Vögel flatterten aufgeschreckt hoch. Er stand auf, trat die Kippe aus und setzte sich wieder auf die Parkbank am Rande des Friedensplatzes.

Ein Vierzehnjähriger konnte doch nicht aus Versehen von einer Brücke fallen! Und dass der Junge gesprungen war, nein, das konnte auch nicht sein!

Wagner zog eine neue GÜldenring aus dem Zigarettenpäckchen und zündete sie an. Die Tauben kamen wieder herangehüpft und beäugten ihn.

Ein junger Mensch, der hing doch an seinem Leben, verdammt noch mal! Wagner hatte nicht vergessen, wie sehr er den Tod gefürchtet hatte. Wie blutjunge Kerle damals um ihr Leben gebetet hatten, wie sie wimmernd durch die Schützengräben gekrochen waren, wie sie schreiend ihr Leben verloren hatten, das alles hatte er nicht vergessen. Das würde er niemals vergessen.

Nein, es konnte nicht sein, dass im Sommer des Jahres 1966, in dem junge Menschen erwachsen wurden, die den Krieg nicht erlebt hatten, die Hunger und Kälte nicht kannten, die nicht einmal ahnten, was Hoffnungslosigkeit bedeutete, dass in dieser Zeit ein vierzehnjähriger Junge sein Leben wegwarf.

Was bedeutete es schon, dass die Oberhausener Kriminalpolizei bei der Untersuchung des Todesfalls Joachim Hüwel keinen Anhaltspunkt für ein Fremdverschulden gefunden hatte?

Missmutig schaute Wagner zur dunkelbraunen Backsteinfassade des Polizeipräsidiums hinüber.

»Der Fall ist abgeschlossen«, hatte Kriminalrat Kerkhoff während der Morgenbesprechung erklärt, und er hatte keinen Zweifel an der

Endgültigkeit seiner Auffassung zugelassen. Er hatte die Aktenmappe, die vor ihm auf dem Tisch gelegen hatte, zugeschlagen und Wagners Kopfschütteln nicht zur Kenntnis genommen.

»Der Junge ist jetzt seit zwanzig Tagen tot. Wir haben getan, was zu tun war. Die kriminaltechnischen Untersuchungen vor Ort, die Obduktion der Leiche, unsere Ermittlungen im Umfeld des Joachim Hüwel, all das hat zu nichts geführt. Hinweise auf ein Tötungsdelikt haben sich nicht ergeben.«

»Hinweise auf eine Selbsttötungsabsicht des Jungen auch nicht«, hatte Wagner mürrisch gesagt.

»Nach meiner Überzeugung war es ein tragischer Unglücksfall, eine Folge jugendlichen Leichtsinns. Wir haben nicht einen einzigen Anhaltspunkt dafür gefunden, dass beim Sturz des Jungen von der Brücke auf die Bahngleise jemand nachgeholfen hat. Der Entscheidung der Staatsanwaltschaft, die Ermittlungen einzustellen, ist deshalb aus kriminalpolizeilicher Sicht vorbehaltlos zuzustimmen«, hatte Kerkhoff unmissverständlich festgestellt.

Für Wagner hatte er sich ein gönnerhaftes Lächeln abgerungen. »Ihr Eifer ehrt Sie ja, Herr Oberinspektor«, hatte er gesagt. »Aber auch Sie müssen sich damit abfinden, dass nicht jede Ermittlung mit der Überführung eines Täters enden kann.«

»Darum geht es doch gar nicht, Herr Rat«, hatte Wagner entgegnet.

Kerkhoff hatte abgewinkt, hatte mit einer flüchtigen Handbewegung alle weiteren Überlegungen und Einwendungen zum Fall Hüwel für unerwünscht erklärt.

»Sehen Sie die Angelegenheit doch mal positiv, Wagner! Unsere Ermittlungen haben zu dem erfreulichen Ergebnis geführt, dass kein Fremdverschulden vorliegt. Also können wir die Akte Joachim Hüwel schließen und sie zu den aufgeklärten Fällen legen. Das ist es, was für uns zählt.«

Dann hatte der Kriminalrat plötzlich den grünen Zettel in der Hand gehabt und gut gelaunt damit herumgewedelt. »Und Ihren Antrag, Wagner, den hab ich jetzt doch noch unterschrieben. Ab Montag können Sie drei

Wochen Urlaub machen. Und weil Sie am Wochenende sowieso dienstfrei haben, ist schon morgen der letzte Arbeitstag für Sie.«

»Ach«, hatte Wagner gesagt.

An seinen Urlaubsantrag hatte er schon eine ganze Weile nicht mehr gedacht. Er hatte ihn am sechzehnten Juni eingereicht, am Tag bevor der Junge zwischen den Bahngleisen gefunden worden war.

»Ist Ihnen das jetzt zu kurzfristig?« Kerkhoff hatte ihn enttäuscht angesehen. »Ich versteh das ja, und zwingen will ich Sie nicht«, hatte er gesagt. »Wenn man am Donnerstag erfährt, dass man am Samstag in Urlaub fahren kann, bleibt natürlich keine Zeit mehr, um irgendwas zu planen und zu buchen. Aber solange wir mit dem Fall Hüwel beschäftigt waren, konnte ich Ihren Urlaubsantrag nicht unterschreiben. Das sehen Sie doch ein?«

Ohne den Kriminalrat anzusehen, hatte Wagner wortlos genickt.

Eine Reise zu buchen, war nie seine Absicht gewesen. Hin und wieder mal mit dem Motorrad hinauszufahren aus der Stadt an den Niederrhein, vielleicht mal bis ins Sauerland oder nach Holland rüber, sich den Wind um die Nase wehen zu lassen, einen Wind, der nicht nach Rauch und Ruß und Kohlenstaub stank, der nach Blüten und Gräsern und nach frischem Heu duftete, das hatte er sich vorgestellt.

»Und am Montag fängt die Weltmeisterschaft an«, hatte Kerkhoff gesagt. »Allein dafür lohnt es sich doch schon, Urlaub zu machen. Sechzig Stunden Fußball bis zum Endspiel, abwechselnd im ersten und im zweiten Programm. Jede Menge Direktübertragungen. Ist das nicht phantastisch?«

»Ich hab kein Fernsehgerät«, hatte Wagner gesagt.

»Wie auch immer, lieber Oberinspektor. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie jetzt Ihre drei Wochen nehmen könnten. Es würde gut passen. Sie wären zu Beginn der Sommerferien wieder im Haus. Dann könnten die Kollegen in Urlaub gehen, die schulpflichtige Kinder haben.«

Unschlüssig hatte Wagner sich eine Zigarette angezündet.

»Denken Sie drüber nach! Bis Dienstschluss brauche ich Ihre Entscheidung«, hatte Kerkhoff gesagt.

Wagner schaute auf seine Armbanduhr. Noch knapp zwei Stunden waren es bis zum Feierabend.

Die Tauben liefen zu einer Parkbank, auf die sich eine Frau im weinroten Kostüm gesetzt hatte. Sie strich ihren Rock glatt. Er endete kurz oberhalb der Knie. Sie war in Wagners Alter, und er bemerkte, dass sie schöne Beine hatte.

Seine Bedenken im Fall Joachim Hüwel waren berechtigt. Davon war er überzeugt. Es ärgerte ihn, dass Kerkhoff sie mit einer läppischen Handbewegung abgetan hatte. Es ging ihm gegen den Strich, dass er von einem auf den anderen Tag seinen Urlaub antreten sollte. Andererseits gefiel ihm der Gedanke, das Präsidium gerade jetzt ein paar Wochen lang nicht sehen zu müssen.

Er betrachtete gedankenverloren das lang gestreckte Backsteingebäude an der Ostseite des Friedensplatzes, von den Rundbögen im Erdgeschoss bis hinauf zu den Gauben auf dem Dach, und ließ seinen Blick an den spärlichen Ornamenten im Mauerwerk entlanggleiten bis hinüber zur prunkvollen Fassade des Amtsgerichtes, das die Grünanlage schon im Norden begrenzt hatte, als die Oberhausener sie noch Kaiserplatz, Industrieplatz und Adolf-Hitler-Platz genannt hatten.

Wagner saß auf einer Bank in der Nähe der Wasserspiele, ungefähr da, wo der bronzene Schwan, den die Stadt zu ihrem hundertsten Geburtstag geschenkt bekommen hatte, seinen langen Hals weit nach hinten bog. Hinter dem großen Vogel ragten die beiden achtgeschossigen Türme des Europahauses in den diesigen Himmel, Wahrzeichen einer aufstrebenden Industriestadt, die an die Zuversicht der fünfziger Jahre erinnerten.

Wagner hielt vergeblich nach der Sonne Ausschau. Es war längst nicht mehr so warm wie in den vergangenen Wochen. Im Juni hatte eine ungewöhnliche Hitze den Menschen zu schaffen gemacht. Drückende Schwüle hatte sich übers Ruhrgebiet gelegt, Gewittergüsse hatten Straßen und Keller überschwemmt. Seit Anfang Juli zeigte die Sonne sich nur noch selten. Als Wagner am Morgen zum Präsidium gefahren war, hatte er sie über den Kühltürmen der Hüttenwerke entdeckt, eine blasse Scheibe hinter schmutzigen Schwaden, die im Laufe des Tages immer dichter und dunkler geworden waren. Es sah nach Regen aus. Urlaubswetter war das nicht.

Die Frau im weinroten Kostüm warf den Tauben Brotreste zu. Wagner beobachtete die aufgeregten Tiere. Sie trippelten ungeduldig vor den Füßen der Frau auf und ab.

Sie trug hochhackige Sommerschuhe und nahtlose Perlonstrümpfe.

Er war schon fast zwei Wochen nicht mehr bei Ilona gewesen. Er sollte sie wieder einmal besuchen, am Sonntag vielleicht. An Sonntagen hatte sie nie viel zu tun.

Manfred Wagner hatte seinen Schreibtisch aufgeräumt. Den Schnellhefter mit den Befragungsprotokollen im Fall Hüwel schob er in seine Kollegmappe.

»Die nehme ich mit. Das sind nur die Durchschläge«, sagte er zu Artur Trappe. »Die braucht ja niemand mehr. Die Originale sind ordnungsgemäß in der Akte Hüwel abgelegt.«

»Drei Wochen bist du jetzt weg? Womit hast du dir das bloß verdient?«

»Nu mach mal halblang, Artur. Das ist mein erster Urlaub, seitdem ich in Oberhausen bin. Und ich bin jetzt schon ein ganzes Jahr bei euch.«

»Fährst du weg?«

»Ich weiß nicht. Wenn das Wetter besser wird, mach ich vielleicht ein paar Touren mit dem Motorrad.«

»Junggeselle müsste man sein!«

»Wieso das denn?«

»Du kannst dir einen dicken Ford leisten und dazu noch ein Motorrad. Davon kann ich als Familienvater nur träumen.«

»Das ist doch Unsinn. Den Taunus hab ich gebraucht gekauft, und meine Adler-Maschine hat schon zwölf Jahre auf dem Buckel. Ich hab mich einfach nicht von dem alten Hobel trennen können, als ich mir das Auto angeschafft habe.«

»Und wenn das Wetter nicht besser wird?«

»Faulenzen, lesen, mal ins Kino gehen und viel Musik hören mit meinem neuen Stereo-Gerät. Dazu komme ich sonst viel zu selten.«

»Fußball gucken?«

»Vielleicht.«

Trappe sah ihn verständnislos an. »Mensch, Manfred, so eine Weltmeisterschaft kann man sich doch nicht entgehen lassen. Wir haben in England die Möglichkeit, nach zwölf Jahren endlich mal wieder ins Endspiel zu kommen. Also, ich bin schon richtig aufgeregt. Am Montag geht es los.«

»Du weißt doch, dass ich keinen Fernsehapparat habe.«

»Dann kommst du eben zu mir. Ich würde mich freuen. Bei uns wird auf jeden Fall geguckt. Die Leni und die Jungs sind ganz verrückt auf Fußball. Wenn Länderspiele sind, kommt mein Schwiegervater meistens vorbei, manchmal auch ein paar Nachbarn. Bei uns ist jedenfalls immer richtig Stimmung in der Bude, fast wie auf dem Fußballplatz.«

»Mal sehen. Danke jedenfalls für die Einladung.«

»Du musst unbedingt mal kommen. Sonst sehen wir uns ja jetzt fünf Wochen nicht mehr.«

»Wieso fünf?«

»Wenn du wieder hier bist, bin ich für zwei Wochen weg. Camping im Sauerland. Mit der Familie. Kriminalrat Kerkhoff hat den Urlaub schon genehmigt.«

»Also, wenn das so ist, dann lade ich dich jetzt zu einem kleinen Abschiedsessen ein. In den Wienerwald. Was hältst du davon?«

Artur Trappe strahlte. »Bei uns gibt's freitags immer Fisch, heute wahrscheinlich wieder mal eingelegte Heringe mit Pellkartoffeln. Das ist noch nie mein Fall gewesen.«

Das Restaurant in der Helmholtzstraße war in dieser frühen Nachmittagsstunde nur mäßig besetzt. Wagner hingte seinen beigefarbenen Popelinemantel an die Garderobe, strich sich vorm Spiegel die Haare glatt, stellte stirnrunzelnd fest, dass immer mehr graue Fäden im dunklen Braun schimmerten, und nahm sich vor, in der nächsten Woche zum Friseur zu gehen.

Trappe hatte einen freien Tisch in einer Nische bei den Fenstern gefunden und studierte schon die Speisekarte, als Wagner sich ihm gegenüber auf die Sitzbank schob.

»Backendl nehm ich und ein Bier«, sagte Trappe und schob die Karte zu Wagner rüber.

»Brauch ich nicht. Ich bestell mir Hähnchenleber mit Reis und eine Cola.«

»Innereien?« Artur Trappe schüttelte sich.

»Hab ich schon als Kind gern gegessen«, sagte Wagner achselzuckend.
»Die Großeltern hatten Hühner. Wenn eins geschlachtet wurde, war die Leber immer für mich. Schön knusprig durchgebraten.«

Ein blondes Mädchen im Dirndlkleid notierte die Bestellungen sorgfältig in seinen Notizblock.

»Was hast du mit den Befragungsprotokollen vor?«, fragte Trappe, während die Bedienung in der Küche verschwand.

»Ich will sie mir noch mal angucken.«

»Du glaubst immer noch nicht, dass der Tod des Jungen ein Unfall war?«

»Kann ich mir nicht vorstellen. Das Brückengeländer an der Weierstraße ist über einen Meter hoch. Da kann man doch nicht einfach so drüberfallen.«

»Vielleicht ist der Joachim Hüwel da rumgeturnt, hat irgendwelchen Blödsinn gemacht. Vielleicht ist er ja auch gesprungen.«

»Vielleicht, vielleicht«, wiederholte Wagner bissig. »Genau das ist doch das Problem. Vielleicht war es so, vielleicht war es auch anders. Das ist mir zu wenig, um die Ermittlungen einzustellen.«

»Du hast dich da in was verrannt, Manfred. Wir sind drei Wochen lang der Möglichkeit nachgegangen, dass der Junge einem Verbrechen zum Opfer gefallen sein könnte, und haben keinen Anhaltspunkt dafür gefunden. Nein, Manni, du warst von Anfang an viel zu betroffen von der Sache. Die Familie deines Bruders ist gut bekannt mit den Hüwels, dein Neffe war der beste Freund des toten Jungen. Deshalb fehlt dir die nötige Distanz zu dem Fall. Und du weißt ganz genau, dass nichts Gescheites dabei rauskommt, wenn wir nicht mit kühlem Herz und klarem Kopf Fakten sammeln und analysieren.«

Die junge Frau im Dirndl brachte Bier und Cola. Sie wickelte Messer und Gabeln in Papierservietten ein und legte sie auf den Tisch.

»Essen kommt gleich«, sagte sie.

Wagner nickte geistesabwesend. Ein kühles Herz, nein, das hatte er wohl nicht in dieser Angelegenheit. Aber war sein Kopf deswegen weniger klar? Natürlich hatte ihn der Tod des vierzehnjährigen Joachim Hüwel berührt. Es war ihm nahegegangen, den Jungen zwischen den Bahngleisen unter der Weierstraße liegen zu sehen, es war ihm schwergefallen, mit den Eltern zu sprechen. Nein, ein Routinefall war das für ihn nie gewesen.

Herauszufinden, was da passiert war, war ihm von Anfang an nicht nur ein kriminalistisches, sondern auch ein ganz persönliches Anliegen gewesen. Er hatte dieses unsinnige Ende eines jungen Lebens begreifen wollen. Und das wollte er immer noch.

»Mit der Familie meines Halbbruders hat das nichts zu tun«, sagte er zu Trappe. »Mit den Holtbrinks hab ich seit fast zwanzig Jahren keinen Kontakt mehr. Den Jungen, meinen Neffen, den kenne ich nicht einmal. Die Kinder vom Heinrich und der Gertrud waren noch nicht geboren, als ich damals weg bin.«

»Es geht mich ja nichts an«, entgegnete Trappe, »aber ich versteh nicht, was du gegen die Holtbrinks hast. Dein Bruder und deine Schwägerin, also ich meine, das sind doch keine schlechten Menschen. Ich hab einen ganzen Nachmittag bei den beiden im Wohnzimmer gesessen und mit ihnen geredet und mit dem Jungen. Da kriegt man schon einiges mit von den Leuten, von ihren Einstellungen und so. Grundsolide, fleißig und anständig, das war mein Eindruck. Eine nette Familie.«

»Ja, so sind sie wohl, die Holtbrinks«, sagte Wagner. »So waren sie auch schon vor zwanzig Jahren. So solide, fleißig und anständig waren sie, dass ich vor ihnen weggelaufen bin.«

»Versteh ich nicht.« Trappe runzelte die Stirn.

»Musst du auch nicht«, sagte Wagner. »Die Holtbrinks sind bestimmt keine üblen Leute, und eigentlich hab ich auch gar nichts gegen sie.«

»Jetzt hör aber auf, Manfred! Es ist doch offensichtlich, dass du nichts mit denen zu tun haben willst. Als es darum ging, die Holtbrinks im Fall Hüwel zu befragen, hast du mich gebeten, das zu übernehmen.«

»Ich wollte nicht nach zwanzig Jahren plötzlich bei meinem Bruder und meiner Schwägerin vor der Tür stehen, die Dienstmarke zücken und sagen:

Schönen guten Tag miteinander. Ich hab euch ein paar Fragen zum Tod von Joachim Hüwel zu stellen.«

»Dass jemand mit seinem einzigen Bruder keinen Kontakt hat, auch wenn er nur ein Halbbruder ist, das versteh ich nicht. Nein, es tut mir leid, Manfred, so etwas geht mir nicht in den Kopf.«

Wagner nippte an seiner Cola. »Wir haben uns eben aus den Augen verloren«, sagte er nach einer Weile.

Das war vielleicht nicht die ganze Wahrheit. Aber wer kannte die schon? Er kannte seine Wahrheit, seine Erinnerungen an damals, an den Frühsommer 1947, als Heinrich aus der Gefangenschaft zurückgekommen war und ihm die Hölle heißgemacht hatte. Der brave Schuhmacher Heinrich Holtbrink! Nach fünf Jahren Krieg und zwei Jahren Gefangenschaft hatte er plötzlich vor der Tür gestanden. Am nächsten Tag hatte er seine Werkstatt aufgeräumt, sich die blaue Arbeitsschürze umgebunden und damit begonnen, Schuhe zu flicken, so als hätte es die vergangenen sieben Jahre nicht gegeben. Und ihm, dem jüngeren Bruder, der damals gerade zweiundzwanzig geworden war, hatte er vom ersten Tag an in den Ohren gelegen, dass er sich nicht so gehen lassen dürfe, dass andere noch viel Schrecklicheres durchgemacht hätten, dass er sich wieder eine anständige Arbeit suchen müsse, dass er am besten wieder als Technischer Zeichner zur Hütte ginge. Einen Ganoven hatte Heinrich ihn genannt wegen seiner Schwarzmarktgeschäfte, wegen der kleinen Gaunereien und Diebstähle. Als gottlosen Strolch hatte der ältere Bruder ihn beschimpft und ihm prophezeit, er werde auf die schiefe Bahn geraten.

Dann hatte die Militärregierung junge Männer für den Polizeidienst gesucht, und er hatte sich beworben und war angenommen worden. Heinrich hatte dröhnend gelacht, als er es erfahren hatte.

Ein paar Tage später hatte Wagner seinen alten Pappkoffer gepackt und war gegangen. Er hatte seinen Dienst in Essen angetreten, die Polizeischule absolviert, war später von Essen nach Duisburg versetzt worden und jahrelang nicht ein einziges Mal auf die Idee gekommen, seinen Bruder und dessen Familie zu besuchen.

Irgendwann hatte er dann doch das Bedürfnis verspürt, Heinrich und Trude wiederzusehen und deren Kinder kennenzulernen, aber da war es zu spät gewesen. Es war zu viel Zeit vergangen, um eben mal bei den Holtbrinks vorbeizuschauen und ihnen einen guten Tag zu wünschen. Und dann hatte er sich gedacht, dass es so vielleicht auch besser wäre, dass der katholische Schuhmachermeister Heinrich Holtbrink und der lasterhafte Polyp Manfred Wagner, der in seinem Leben mehr Freudenhäuser als Gotteshäuser besucht hatte, sich ohnehin nichts mehr zu sagen hätten.

»Es ist schade, dass du deinen Neffen nicht kennst«, sagte Trappe. »Der Michael, der würde dir gefallen, der ist helle und nicht aufs Maul gefallen, obwohl er gerade erst vierzehn geworden ist.«

»Worüber hast du mit ihm gesprochen?«

»Über dies und das. Schule, Messdiener, Fußball. Er kennt alle Spieler von Rot-Weiß Oberhausen und natürlich auch alle unsere Jungs, die in England sind. Er hat mir sein Sammelalbum von der Araltankstelle gezeigt. Na ja, und über den Joachim Hüwel haben wir auch ein bisschen geredet. Aber das ist dem Michael schwergefallen. Ihm sind dabei die Tränen gekommen. Deshalb war ich sehr zurückhaltend. Ihn viel zu fragen, hätte ja auch nichts gebracht. Der Junge war erschüttert und verwirrt.«

»Alle Befragten waren ziemlich durcheinander«, sagte Wagner nachdenklich. »Die Eltern, die Nachbarn, die Lehrer und Mitschüler, die standen doch alle unter Schock, nachdem es gerade passiert war. So wie du haben auch die Kollegen Rücksicht genommen. Da bin ich mir sicher. Wer will schon Menschen, die so etwas Schreckliches zu verdauen haben, mit seinen Fragen quälen!«

»Machst du den Kollegen und mir deshalb Vorwürfe?«

Wagner schüttelte entschieden den Kopf. »Nein, gar nicht! Ich hab doch die Eltern vom Joachim auch nicht mit Fragen gelöchert. Die waren ja auch total am Ende, der Willy und die Mia Hüwel. Ganz vorsichtig hab ich versucht, mit ihnen über den Jungen zu reden. Mehr war gar nicht möglich. Und beim Vermieter der Hüwels, beim alten Krumpen, war es genauso. Der war auch völlig fertig. Heute könnte man vielleicht anders mit den Leuten

sprechen. Inzwischen hatten sie immerhin drei Wochen Zeit, die Angelegenheit zu verarbeiten.«

»Mit dem Krumpen kannst du nicht mehr reden.«

»Wieso nicht?«

»Arnold Krumpen, vierundsechzig Jahre alt, von der Wilhelmstraße in Sterkrade. Das ist doch der Vermieter von den Hühwels, oder?«

»Ja.«

»Der ist tot.«

Wagner schüttelte ungläubig den Kopf und suchte in seinen Jackentaschen nach der Zigarettenschachtel.

»Die Todesanzeige hab ich heute im General-Anzeiger entdeckt«, sagte Trappe. »Krumpen ist am Mittwoch gestorben. Morgen wird er beerdigt.«

Wagner zog eine Zigarette aus dem Güldenringpäckchen.

»Jetzt wird nicht geraucht«, sagte die Blondine im Dirndlkleid freundlich.

»Einmal Backhendl und eine Portion Hähnchenleber.«

ZWEI

Michael Holtbrink schwenkte das Weihrauchfass nicht. Bei jedem seiner Schritte schaukelte es nur sachte an den schlanken Messingketten.

Zäher Qualm kroch durch die Löcher des Gefäßes hinaus in die Sommerluft, stieg in trüben Duftwölkchen aufwärts und verlor sich zwischen schwarzen Kleidern, grauen Kostümen und dunklen Anzügen.

Ein überraschend weiter blauer Himmel wölbte sich an diesem Samstagvormittag über das nördliche Ruhrgebiet und den Oberhausener Stadtteil Sterkrade.

Etwa zwanzig Menschen gingen hinter dem Eichensarg von Arnold Krumpen her, der auf einer schwarzen Sargkarre über die holprigen Wege des Friedhofs an der Wittestraße zum offenen Grab geschoben wurde.

Einer von ihnen war Michael Holtbrink, der als Messdiener neben Kaplan Winkel dem Sarg folgte. Der Duft von Blumengebinden und frisch gewundenen Kränzen wehte ihm in die Nase. Er vermischte sich mit dem flüchtigen Aroma des Weihrauchs und den Ausdünstungen der Trauergemeinde, deren Taschentücher mit Kölnisch Wasser getränkt waren und deren Kleider nach Mottenkugeln stanken, zu jenem Beerdigungsgeruch, der Michael seit langem vertraut war.

Früher war er gern als Messdiener im schwarzen Rock und im weißen Chorhemd bei Seelenämtern und Begräbnissen dabei gewesen. Hinter sonnenbestrahlten und schneebedeckten Särgen hatte er etwas von der Größe des Todes und der Gewalt des letzten Abschieds gespürt und war doch leichten Herzens geblieben. Ein Kind war er gewesen, das selbst noch nie um einen Toten geweint hatte, das noch nie für immer Abschied genommen hatte.

Während des letzten Schuljahres in der Volksschule war er beinahe jede Woche mit einer Beerdigung gegangen. Er hatte fassungslose und gefasste Menschen beobachtet, haltlos schluchzende und im Schmerz erstarrte. Er hatte erschütterte und erleichterte Menschen an den offenen Gräbern stehen gesehen.

Michael hatte sich darüber gewundert, dass die Trauer so viele verschiedene Gesichter hatte. Er hatte hingeschaut und zugehört, wenn er dagestanden hatte in seinem Ministrantenrock, mit dem Weihrauchfass oder dem Kreuz in der Hand, und irgendwann hatte er verstanden, dass auch der Tod viele Gesichter hatte, dass er grausamer Vernichter und milder Wohltäter sein konnte, dass er mal als Zerstörer und mal als Erlöser zu den Menschen kam.

Nach der Volksschulzeit hatte er nicht mehr oft den schwarzen Rock angezogen. Beerdigungen fanden vormittags statt. Messdiener, die zum Gymnasium oder zur Realschule gingen, wurden dafür nicht eingeteilt.

Michael hatte nur noch selten über den Tod nachgedacht. Er hatte angefangen, sich den verlockenden Geheimnissen des Lebens zuzuwenden.

Doch dann war der Tod plötzlich zu ihm zurückgekommen, mächtiger und gewaltiger, als er ihn früher jemals erlebt hatte. Vor drei Wochen hatten sie seinen Freund Achim zwischen den Bahngleisen unter der Weierstraße gefunden, Achim, der doch unsterblich gewesen war, der viel mutiger als er versucht hatte, dem Leben seine Geheimnisse zu entreißen.

Zum ersten Mal hatte Michael selbst weinend und fassungslos an einem offenen Grab gestanden.

Es fiel ihm schwer zu verstehen, dass Joachim Hüwel nicht mehr auf dieser Welt und nicht mehr bei ihm war. Die Frage, wo er jetzt sein könnte, beschäftigte ihn. Michael wusste, dass er nicht nur weg war, dass er irgendwo geblieben sein musste. Der Gedanke, dass er nicht in dem Grab war, in das sie seinen zerstörten Körper gelegt hatten, sondern bei Gott im Himmel, war ihm vertraut, aber er gefiel ihm nicht besonders.

Vielleicht kam ja jeder Mensch nach seinem Tod dahin, wohin er gern wollte. Dann war Achim jetzt beim großen Manitu, rauchte hin und wieder eine Friedenspfeife mit Winnetou und ließ sich vom Häuptling der Apachen alles über das freie Leben der Indianer in den grenzenlosen Weiten der Prärie erzählen.

Michael stellte sich manchmal vor, der große Manitu hätte Achim als Schutzgeist für seinen alten Freund Michael Holtbrink zur Erde zurückgeschickt. Heute war ihm noch nicht ein einziges Mal das

Weihrauchfass gegen das Schienbein geschlagen, und er war noch nicht über den Saum seines zu langen schwarzen Rockes gestolpert. Er hielt es durchaus für möglich, dass er das seinem Schutzgeist zu verdanken hatte.

Allerdings machte ihm der Gedanke auch zu schaffen, dass Achim ständig um ihn herum sein könnte. Seit drei Wochen onanierte er kaum noch. Immer musste er daran denken, dass Achim ihn vielleicht dabei beobachtete, und das war ihm unangenehm.

»Der liebe Gott, der alles sieht, auch was in dunkler Nacht geschieht«, der machte ihm schon Kummer genug. Aber für den gab es vielleicht so viel zu sehen auf dieser großen Welt, dass er nicht immer Zeit hatte, ihm beim Wachsen zuzugucken.

Der kleine Trauerzug war am offenen Grab angekommen. Michael Holtbrink reichte Kaplan Winkel das Weihrauchfass. Der schwenkte es gegen den Sarg, der jetzt auf zwei Balken über dem Erdloch stand.

Fast jeden in der kleinen Trauergesellschaft hatte Michael irgendwann schon einmal gesehen. Einige kannte er gut, seine Eltern natürlich und Josef Möllmann, der neben ihnen stand. Zu dem sagte er Onkel Jupp, obwohl Möllmann weder Vaters noch Mutters Bruder war. Dafür war er zu alt. Früher hatte er mit seiner Frau Hilde direkt neben ihnen in der Holtener Straße gewohnt, aber dann war die Tante Hilde gestorben. Das war schon so lange her, dass er sich kaum noch daran erinnern konnte.

In den letzten Jahren hatten Achim und er den Onkel Jupp oft in Buschhausen auf der Emschertalstraße besucht, wo er jetzt ein Häuschen hatte mit Hühnern und Karnickeln im Stall. Die Eltern hatten ihnen in den Ferien manchmal erlaubt, bei ihm zu übernachten. Dann hatten Achim und er in der kleinen Kammer unterm Dach geschlafen, früh morgens mit Onkel Jupp am Rhein-Herne-Kanal geangelt, abends an der Feuerstelle hinterm Haus gesessen, nach den Sternen Ausschau gehalten und mit Onkel Jupp geredet. Über Indianer und Feuerwasser, über Mädchen und Frauen und über Dinge, die sie bedrückten, hatten sie mit ihm gesprochen und einmal sogar über die Ewigkeit. Der Gedanke daran machte ihm Angst, hatte Achim gesagt. Dass er im Himmel oder in der Hölle immer und ewig weiterleben müsse, für alle Zeiten, ohne ein Ende, das käme ihm manchmal so in den

Kopf, wenn er nachts im Bett läge. Dann müsse er aufstehen und das Licht anknipsen und Musik hören, weil er sonst verrückt würde.

Das könne er gut verstehen, hatte Onkel Jupp gesagt, und dass er glaube, alles gehe einmal zu Ende, auch das ewige Leben.

Irgendwann hatte er mal erwähnt, dass er mit Arnold Krumpen in einer Schulklasse gewesen war. Wahrscheinlich war er deshalb heute zur Beerdigung gekommen.

Auch die anderen Trauergäste waren so alt, dass sie vielleicht mit dem alten Krumpen in die Schule gegangen waren oder ihn noch von früher kannten, als sie zusammen jung gewesen waren. Irgendwo in Sterkrade hatte Michael fast alle Menschen, die heute Abschied von Arnold Krumpen nahmen, schon einmal gesehen.

Einen Mann kannte er nicht. Der war jünger als die anderen, sogar noch ein bisschen jünger als seine Eltern. Er trug einen Popelinemantel, der beige und viel zu hell für eine Beerdigung war. Und dabei war heute ein Wetter, für das man eigentlich keinen Mantel brauchte.

Michael hätte diesen Vormittag gern woanders verbracht als in der Kirche und auf dem Friedhof. Seine Mutter hatte es ihm eingebrockt, dass er jetzt hier im schwarzen Rock und im weißen Chorhemd stehen musste. Sie hatte Kaplan Winkel erzählt, er habe am Samstag schulfrei, weil die Lehrer einen Ausflug machten. Das träfe sich ja gut, weil er fürs Seelenamt und die Beisetzung vom Krumpen noch keinen Messdiener hätte, hatte der Kaplan gesagt.

Also war Michael Holtbrink heute, zwei Wochen und einen Tag nachdem sie Joachim Hüwel zu Grabe getragen hatten, zum ersten Mal wieder auf dem Friedhof an der Wittestraße und sah zu, wie die Männer mit den Zylinderhüten den Eichensarg mit zwei schweren Seilen anhoben, die Balken darunter wegzogen, den Sarg in die Grube hinabließen, ihre weißen Handschuhe hinterherwarfen und ihre Hüte vom Kopf nahmen.

Der Anblick machte ihn traurig. Das lag an Achim und nicht am alten Krumpen. Den hatte er nicht besonders gemocht.

Er war für ihn immer der Mann gewesen, bei dem die Hühwels im Haus wohnten, der Mann, der nur einen Arm hatte, der Mann, von dem die

Erwachsenen sagten, es sei eine Schande, dass er all das schöne Geld versaufen würde, das er mit seinen Fahrradwachen verdiente.

Michael war er zu laut gewesen, dieser gewaltige, einarmige Mann. Er war immer laut. Wenn er sprach, wenn er lachte, wenn er seine Hühner fütterte und wenn er sie schlachtete. Dabei hatten Achim und er den Alten einmal heimlich beobachtet.

Arnold Krumpen hatte versucht, das heftig mit den Flügeln schlagende Huhn zwischen seine Knie zu klemmen und es mit seinem Armstumpf auf den Holzklotz zu drücken, während er in seiner Hand ein Beil gehalten hatte. Das Huhn hatte nicht sterben wollen. Es hatte erbärmlich gegackert und versucht davonzufattern. Krumpen hatte das Beil fallen gelassen, mit seiner Hand den Hals des Huhnes gepackt, ihn mit einem Ruck zur Seite gedreht und lauthals fluchend gewartet, bis das Tier ganz still geworden war. Dann hatte er es auf den Holzklotz gelegt, ihm mit dem Beil den Kopf abgeschlagen und das tote Huhn in einen Eimer gehalten, damit das Blut aus dem offenen Hals nicht über den Hof spritzte.

Nein, Michael hatte diesen Arnold Krumpen nicht gemocht. Achim dagegen hatte etwas übriggehabt für den Alten. Er hatte in der letzten Zeit seines Lebens öfter über Krumpen gesprochen als früher. Michael hatte das meiste davon nicht verstanden. Er hatte Achims Gerede für dummes Zeug gehalten. Vieles von dem, was Achim in den Wochen vor seinem Tod gesagt und getan hatte, hatte Michael verwirrt.

»Mit himmlischem Wohlgeruch erfreue Gott deine Seele, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist! Amen«, betete der Priester und schwang über dem offenen Grab das Weihrauchfass.

Ja, das war er. Manfred Wagner hatte nicht den geringsten Zweifel.

»Hubert Winkel, der feine Pinkel.« Das war eine der harmloseren Spötteleien, die er damals über sich ergehen lassen musste, als sie zusammen die Realschule besucht hatten. Hubert Winkel war der Prügelknabe der Klasse gewesen – vom ersten bis zum letzten Schuljahr.

Hübilein, das kleine Schwein, war er für seine Klassenkameraden gewesen, für die wohlmeinenden jedenfalls. Die weniger feinsinnigen hatten ihn Hubertine gerufen, waren auf dem Schulhof hinter ihm hergelaufen und hatten ihn gefragt, ob er mal mit ihnen auf die Toilette gehen wolle. Das Gerücht, Hübilein hätte sich mehrmals zusammen mit Walter Nagel im Klo eingeschlossen, hatte sich ein paar Jahre hartnäckig gehalten.

Nach der Schulzeit hatte Wagner nie mehr etwas von Hubert Winkel gehört. Katholischer Geistlicher war er also geworden. Erstaunlich! Der Knabe Hubert hatte sich nicht durch besondere Frömmigkeit ausgezeichnet, soweit Wagner sich erinnerte.

Ein schlanker Mann von Anfang vierzig war er. Das rundliche Gesicht mit den hängenden Wangen passte nicht recht zu dem schmalen Körper, aber dieses Gesicht, das gehörte zu Hübilein, genau wie das dünne blonde Haar, der ein wenig schief gehaltene Kopf und der Hundeblick, der die Trauernden traf, während der Herr Kaplan sie segnete.

Dass die Hübels nicht zur Beerdigung gekommen waren, hatte Wagner nicht sonderlich überrascht, auch wenn er gehofft hatte, die beiden hier zu treffen und noch einmal mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Es leuchtete ihm ein, dass Mia und Willy Hübels drei Wochen nach dem Tod ihres Sohnes noch nicht dazu in der Lage waren, ihren Nachbarn und Hausbesitzer Arnold Krumpen auf seinem letzten Weg zu begleiten.

Seinen Halbbruder Heinrich und seine Schwägerin Gertrud hatte Manfred Wagner sofort wiedererkannt.

Heinrich war nur ein wenig fülliger geworden. An den Schläfen war sein Haar ergraut. Aber unter den buschigen Augenbrauen schauten seine großen, dunklen Augen immer noch so unerträglich optimistisch in die Welt wie damals, selbst hier am offenen Grab von Arnold Krumpen. Sechsendvierzig müsste er in diesem Monat werden, der Heinrich. Am einundzwanzigsten Juli vielleicht, oder am vierundzwanzigsten. Manfred Wagner hatte das genaue Datum vergessen.

Trude war nicht mehr die schöne, junge Frau, die sie in seiner Erinnerung bis zum heutigen Tag geblieben war. Die vergangenen zwei Jahrzehnte hatten ihre Spuren hinterlassen. Sie war üppig geworden. Der graue

Kostümrock spannte sich um ihren Hintern. Ihr ungeschminktes Gesicht sah müde aus. Die blondierten Dauerwellen und der schwarze Hut darauf ließen sie aussehen wie irgendeine biedere Ehefrau mittleren Alters.

Am dritten Mai war sie dreiundvierzig geworden. An das Datum erinnerte Wagner sich genau. Gertrud war nur knapp zwei Jahre älter als er, aber fast drei Jahre jünger als Heinrich, also doch eigentlich eher in seinem Alter. So hatte er das damals jedenfalls gesehen, als er sich hin und wieder vorgestellt hatte, die schöne Trude wäre nicht die Freundin seines Bruders, sondern seine eigene.

Manfred Wagner stand am Rande der Trauergesellschaft. Sein heller Sportmantel aus Popeline war nicht gerade die passende Beerdigungsbekleidung. Er ärgerte sich darüber, dass er ihn nicht im Auto gelassen hatte. Nach dem ungemütlichen Wetter der vergangenen Tage hatte er heute nicht mit Sonnenschein und sommerlicher Wärme gerechnet. Aber in seinem taubenblauen Anzug wäre er auch nicht weniger aufgefallen.

Immerhin hatte er sich eine schwarze Krawatte umgebunden.

Heinrich und Trude hatten ihn erkannt. Da war er sich sicher. Er hatte gespürt, dass sie ihn bäugt hatten, aber jedes Mal, wenn er zu ihnen hinüberschaute, schienen sie aufmerksam die Begräbniszeremonie zu verfolgen.

Neben dem Bruder und der Schwägerin stand Josef Möllmann. Auch den hatte er nicht mehr gesehen, seitdem er im Sommer 1947 weggegangen war. Bergmann war der Jupp damals gewesen, ein bisschen seltsam vielleicht, aber ein guter Kerl. Er und seine Frau Hilde waren die nächsten Nachbarn von Trude und ihrer Mutter, der alten Frau Groothorst, in der Holtener Straße gewesen. Im Herbst sechsundvierzig, als Manfred Wagner nach Sterkrade zurückgekommen war, hatte der Jupp ein Kaninchen geschlachtet und eine Flasche Korn organisiert.

Seine Karnickel hatte er damals in einem umgebauten Kleiderschrank im Schlafzimmer untergebracht, und auch die Hühner hatte er nachts immer in die Wohnung geholt. Nur da waren sie sicher vor hungrigen Dieben gewesen.

Mitte sechzig müsste Jupp Möllmann inzwischen sein, in dem Alter, in dem auch Arnold Krumpen gewesen war.

Von den anderen Trauergästen kannte Wagner niemanden. Das eine oder andere Gesicht kam ihm zwar bekannt vor, aber keines konnte er mit einem Namen oder einer Erinnerung verbinden.

Einer der beiden Messdiener, die links und rechts von Hubert Winkel am Grab standen, hatte dieselben großen, braunen Augen wie Heinrich, eine zierliche Nase und volle Lippen, so wie Gertrud sie als junge Frau gehabt hatte. Er mochte vierzehn oder fünfzehn sein. Ein hübscher Kerl, dem schon bald die Mädchen nachlaufen würden. Der Junge könnte sein Neffe Michael sein.

Manfred Wagner fühlte sich unbehaglich. Er saß mit Heinrich und Gertrud Holtbrink und mit Josef Möllmann um einen blank gescheuerten Holztisch im Gasthaus Markett und wartete auf ein Kännchen Kaffee und das Käsebrötchen, das er bestellt hatte. Heinrich und Jupp warteten auf Bier und Korn, Trude auf ihren Eierlikör.

Seit beinahe zwanzig Jahren saß Wagner zum ersten Mal wieder mit seinem Halbbruder und seiner Schwägerin an einem Tisch.

Heinrich war nach dem Begräbnis ohne Umschweife auf ihn zugekommen und hatte ihm lachend die Hand entgegengestreckt. »Du? Bei Krumpens Beerdigung? Na, das ist eine Überraschung«, hatte er gesagt.

Auch Trude hatte sich gefreut, ihn zu sehen. Das hatte er gespürt. »Wir gehen jetzt noch zu Markett, und du kommst mit«, hatte sie gesagt, und er hatte sich nicht gesträubt.

Josef Möllmann hatte ihm lange die Hand gedrückt.

»Na, das wurde aber auch Zeit«, hatte er gesagt, und dann hatte er sich verabschieden wollen.

Heinrich und Trude hatten ihn nicht gehen lassen. »Wir wollten noch zusammen ein Bier trinken, und das tun wir jetzt auch«, hatte Heinrich gesagt.

»Ihr habt euch bestimmt viel zu erzählen. Dabei stör ich doch nur«, hatte Möllmann eingewendet, aber Trude hatte ihn einfach untergehakt und mitgenommen.

Manfred Wagner war es recht so. Die Anwesenheit von Jupp Möllmann machte es ihm leichter, Heinrich und Gertrud nach all den Jahren gegenüberzusitzen und ihnen in die Augen zu sehen. Im Beisein des alten Nachbarn würden sie ihm sicher keine unangenehmen Fragen stellen und ihm keine Vorhaltungen machen.

Trude lachte. »Du hast dich überhaupt nicht verändert«, sagte sie.

»Ganz gewaltig hat er sich verändert«, widersprach Heinrich und lachte auch. »Mein kleiner Bruder ist kein heruntergekommener, zweiundzwanzigjähriger Lümmel mehr, sondern ein Kriminaloberinspektor im feinen Treviraanzug.«

»Der Manni war nie ein heruntergekommener Lümmel«, sagte Trude erschrocken.

»Vielleicht war ich das damals«, sagte Wagner.

»Ich wollte dir nichts vorwerfen«, stellte Heinrich klar. »Dass aus dir was geworden ist, das wollte ich sagen. Ich wollte dir ein Kompliment machen.«

Wagner nickte. »Hab ich schon verstanden«, sagte er.

Trude lächelte erleichtert.

»Ich glaub, dat viele Leute vergessen haben, wat se alles so getrieben haben im Krieg und in der Zeit danach«, sagte Möllmann. »Und am liebsten würden se auch gar nich mehr daran erinnert.«

Der Wirt stellte ein Tablett auf den Tisch, verteilte die Getränke, schob den kleinen Teller mit dem Käsebrötchen zu Wagner hinüber, klemmte sich das Tablett unter den Arm und schlurfte zurück zur Theke.

»Wir hatten schon gehört, dass du wieder in Oberhausen bist«, sagte Trude.

»Und gehofft, dass du dich mal sehen lassen würdest«, fügte Heinrich hinzu.

»Ja, das hatten wir wirklich«, bestätigte Trude.

Manfred Wagner sah von seinem Bruder zu seiner Schwägerin. Anscheinend meinten die beiden das, was sie sagten.

»Es ist nicht leicht, den ersten Schritt zu tun nach so langer Zeit«, sagte er nach einer Weile.

Heinrich und Gertrud nickten.

»Na, dann ma prost!«, sagte Möllmann.

»Bei Arnold Krumpens Beerdigung hatten wir dich allerdings nicht erwartet«, sagte Heinrich, als er seinen Schnaps und einen Schluck Bier getrunken hatte.

Wagner zuckte mit den Achseln.

»Woher has du den Nöll überhaupt gekannt?«, fragte Möllmann.

»In der Nachkriegszeit bin ich ihm hin und wieder über den Weg gelaufen. Jeder, der damals Geschäfte auf dem Schwarzmarkt gemacht hat, kannte ihn. Der Krumpen hatte fast alles und konnte alles besorgen«, erzählte Wagner. »Nach siebenundvierzig hab ich dann allerdings nie mehr was von ihm gehört. Bis vor ein paar Wochen. Da hatte ich dienstlich mit ihm zu tun. Er war ja der Vermieter von den Hühwels. Nach dem Tod vom Joachim hab ich mich lange mit ihm unterhalten.«

»Ach, mit der Sache warst du auch beschäftigt?«, fragte Heinrich erstaunt.

Wagner nickte.

»Bei uns war auch ein Kriminalbeamter wegen dem Achim, ein Inspektor Trappe.«

»Ich weiß.«

»Und wie sieht et aus in der Angelegenheit?«, fragte Möllmann. »Hat die Polizei irgendwat rausgefunden?«

»Dass es kein Tötungsdelikt war«, sagte Wagner.

»Was war es dann?«, fragte Trude ängstlich.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Wagner.

»Hat er sich etwa dat Leben genommen?«, fragte Möllmann mit belegter Stimme.

Manfred Wagner schlürfte vorsichtig von seinem heißen Kaffee. Dabei sah er Möllmann über den Tassenrand an.

»Haltet ihr das für möglich?«, fragte er, als er seine Tasse wieder abgestellt hatte.

Heinrich schwieg.

Jupp Möllmann wischte mit dem Handballen über seine feucht gewordenen Augen. »Die Jungs waren so oft bei mir, der Achim und der Michael, und immer haben se von irgendwat geträumt und haben Pläne gemacht.« Möllmann schüttelte den Kopf und schwieg eine Weile.

»Wisst ihr«, sagte er dann zögernd, »wenn so 'n oller Sausack wie der Krumpen ins Gras beißen muss, dann is dat in Ordnung. So is dat Leben nu mal. Aber dat der Achim nich mehr da is, dat macht mir schwer zu schaffen. Warum stirbt so 'n Jung, in dem Alter und auf so 'ne Art und Weise? Ich kann dat immer noch nich verstehn.«

»Er wird unglücklich über das Brückengeländer gestürzt sein«, sagte Gertrud.

»Der Joachim war schwierig in letzter Zeit. Er hat dem Willy und der Mia so viel Kummer gemacht, dass die beiden kaum noch ein und aus wussten«, sagte Heinrich. »Der Junge hat einfach nicht mehr pariert. Erst wollte er kein Messdiener mehr sein, dann ist er irgendwann überhaupt nicht mehr zur Kirche gegangen, und in der Schule hat er mächtig abgebaut. Der hatte zu viel dummes Zeug im Kopf, hat nur noch so furchtbare Musik gehört. Und die Haare wollte er sich auch nicht mehr schneiden lassen.«

Wagner zündete sich eine Zigarette an.

Er hatte sich nicht geändert, der Heinrich. So wie er daherredete, so dachte er auch, so einfach, so geradeaus, so ohne jeden Blick nach rechts und links. Genauso hatte er damals schon gedacht, der brave katholische Schustermeister aus der Holtener Straße, aus dessen Haus Manni Wagner vor neunzehn Jahren geflüchtet war, weil er die selbstgefällige Beschränktheit des älteren Bruders nicht mehr ertragen hatte.

»Im Mai ist der Joachim mit dem Fahrrad schwer gestürzt. Er hat mit Knochenbrüchen im Krankenhaus gelegen«, erzählte Gertrud. »Der Junge war so leichtsinnig in letzter Zeit, dass es einen richtig erschrecken konnte. Alle haben sich gefragt, was eigentlich mit ihm los war.« Sie schüttelte verständnislos den Kopf. »Uns war es zuletzt schon gar nicht mehr recht, dass der Michael so oft mit ihm zusammen war.«

»Der Messdiener mit dem Weihrauchfass, war das euer Michael?«

Heinrich nickte.

»Ein netter Junge. Er sieht euch beiden ähnlich.«

Trude strahlte. »Er wird sich freuen, seinen Onkel kennenzulernen.«

»Wird er dich kennenlernen?«, fragte Heinrich misstrauisch und sah den jüngeren Bruder mit genau dem Blick an, mit dem er ihn schon als Junge angeschaut hatte, wenn er sich nicht sicher gewesen war, ob er ihm trauen konnte.

Wagner musste lachen.

»Unsere Mädchen kennst du ja auch noch gar nicht«, sagte Trude eifrig. »Mit der Gerda war ich gerade in Umständen, als du weggegangen bist. Im Februar achtundvierzig ist sie geboren, und jetzt ist sie achtzehn und schon eine richtige junge Dame. Und unsere Heidi ist im Januar sechzehn geworden.«

Wagner ließ sich dazu überreden, einen Weinbrand zum Kaffee zu trinken. Holtbrink und Möllmann bestellten noch einmal Bier und Korn. Gertrud zierte sich. Aber nur ein wenig.

»Ich hab ja schon ganz rote Backen«, sagte sie, »aber zur Feier des Tages trink ich noch ein Likörchen.«

Sie erzählte von ihren Töchtern, von Gerdas Lehre bei der Bank und von Heidis Ausbildung zur Stenotypistin. Sie hätten auch schon einige Verehrer gehabt, die beiden, sagte sie achselzuckend. Man könne die Mädchen ja nicht einsperren. Aber glücklicherweise seien sie vernünftig, und vor allem seien sie anständig. Die Gerda und die Heidi, die ließen sich auf gar nichts ein, was sich nicht gehörte. Darauf könnten sie sich verlassen, bei beiden Mädchen, hundertprozentig, und darauf seien sie stolz, der Hein und sie. Viele junge Dinger benähmen sich ja heutzutage, als gäbe es überhaupt keine Sitte und keinen Anstand mehr. Es sei doch ungeheuerlich, wie die in ihren kurzen Röcken schamlos zu dieser Hottentottenmusik herumhüpften. Und jetzt gäbe es angeblich sogar schon unverheiratete Frauen, die beim Arzt fragen würden, ob sie die Antibabypille bekommen könnten. Unglaublich! Man dürfe gar nicht drüber nachdenken, wo das alles noch hinführen solle.

Heinrich Holtbrink nickte zu den Ausführungen seiner Frau. Jupp Möllmann stopfte schweigend seine Pfeife. Wagner drückte ein wenig zu heftig seine Zigarette aus. Er hatte ja nicht erwartet, dass Heinrich und